

## Reinhard Kaiser

liest einen Auszug aus seinem Buch »Kindskopf«, das 2007 im Verlag Schöffling & Co. in Frankfurt am Main erschienen ist.

»Der Laden, die Kunst, das Leben« heißt das Kapitel, dem dieser Abschnitt entnommen ist. Zeit der Handlung sind die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Ihr Ort ist ein Geschäftshaus an der Hauptstraße im niederrheinischen Viersen: unten, im Erdgeschoß, der von Mutter und Onkel betrieben Foto- und Radioladen mit Fotoatelier und Dunkelkammer, oben, in der ersten Etage, das Maleratelier des Vaters.

... Was Kunst war, hatte ich schon immer gewusst oder jedenfalls seit der Zeit, als ich zusammen mit meinem Bruder den Mumps bekommen hatte. Damals waren unsere Gitterbetten tagsüber in das große, noch ganz neue Atelier des Vaters geschoben worden, weil die Mutter unten im Laden so beschäftigt war, dass sie sich um uns nicht kümmern konnte. Auf diese Weise hatten wir ein paar herrliche Tage inmitten der Kunst verbracht. Sogar im Liegen konnten wir die Bilder betrachten, mit denen die Wände über und über bedeckt waren. All diese Bilder waren mir ganz vertraut. Aber sie gehörten deshalb nicht zum Alltag. Sie grenzten nur an ihn.

Auf vielen von ihnen hatte ich Lieblingsplätze, die ich gern besuchte, Höhlen, Nester, Kreuzwege, Lichtungen, Strände. Ich ließ die Augen über Zackengestalten und verkettete Ornamente, über Ansammlungen schattiger Figuren und durch Landschaften aus farbigen Zeichen wandern und lauschte dabei auf das leise Geklingel, das in gewissen Abständen vom Arbeitstisch herüberdrang, wenn der Vater beim Auswaschen des Aquarellpinsels mit dem blechummantelten Pinselhals an die innere Wand des Wasserglases schlug.

Ich wusste, wie man die Bilder nannte, die der Vater dort drüben malte. Es waren abstrakte Bilder. Das Wort klang nicht schön. Sein unlustiges Schnarren passte nicht zu den flimmernden Schauplätzen und den geheimnisvollen Geschichten der Bilder, auf die es angewendet wurde. Doch fremd klang es in meinen Ohren nicht, genausowenig wie das Wort »Agfa«, das mir, von einer querliegenden Salmiakpastille eingerahmt, im Laden so oft begegnete. Beide Wörter waren sehr wichtig, und beide fingen mit einem A an. Agfa war etwas Anerkanntes, allgemein Akzeptiertes. Es stand für Filme, Kameras und Fotopapiere, die jeder kannte und schätzte und nach denen im Laden viel gefragt wurde. Von abstrakten Bildern hingegen wollte niemand etwas wissen, ausgenommen mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und ich, und außerdem ein paar Bekannte und Freunde meiner Eltern, von denen die meisten selbst abstrakte Bilder malten. Alle anderen Leute packte bei diesem Wort ein Widerwille. Sie rangen mit ihrem Abscheu wie mit einem herannahenden Aufstoßen. Die meisten waren bestrebt, ihren Schauer zu verbergen. Doch manche machten gar nicht erst den Versuch, sich zu verstellen, und einigen gelang es einfach nicht. Sie proklamierten ihren Ekel vor der abstrakten Kunst ganz offen. Andere bekundeten nur kleinlaut ihr Unverständnis, und wieder andere hüllten sich kopfnickend und dennoch ratlos in vieldeutiges Schweigen.

Dass die Kunst viele Feinde hatte, gereichte ihr zur Ehre und zeichnete sie aus. Manche dieser Feinde gaben sich zu erkennen. Andere hielten sich im Verborgenen. Ein klarer Fall war der des Spießbürgers, dem meine Eltern bei einer Ausstellung begegnet waren. Sie hatten die Strapazen einer langen Reise nach Recklinghausen auf sich genommen, um diese Ausstellung zu sehen. Doch als sie endlich angekommen waren, stand der Kunstfeind schon vor einem der schönsten Bilder - es war aus aus lauter Rechtecken in

verschiedenen Farben zusammengesetzt - und verkündete, indem er beifallheischende Blicke nach den Leuten in seiner Nähe sandte: »Das kann unser Fliesenleger auch!« Dieser Ausspruch wurde im Kreis der Familie oft und höhnisch zitiert, und sehr angenehm war das Gefühl empörter Einmütigkeit, das sich jedes Mal einzustellen pflegte.

Ein großer Feind der Kunst war auch der Kunstkritiker. Er zeigte sich nicht, sondern wirkte aus dem Hinterhalt. Er schrieb in der örtlichen Zeitung, und seine Artikel versetzten meine Eltern jedes Mal in hellen Zorn. Mir erschien die ganze Angelegenheit vor allem unübersichtlich. Ich konnte die schriftlichen Schandtaten dieses Mannes noch nicht selbst beurteilen. Dazu reichten meine Lesekünste nicht aus. Aber die Reaktion der Eltern ließ keinen Zweifel aufkommen. Es musste sich bei diesem Kritiker um einen besonders schlimmen Feind der Kunst handeln und den tückischsten von allen.

Meine Mutter war gewöhnlich von einer strikten Friedfertigkeit. Aber wenn die Rede auf den Kunstkritiker kam, zeigte sich jedes Mal ein giftiger Zug um ihre Mundwinkel, und sie erging sich in verblüffenden Andeutungen. Sie billigte es, wenn die Künstler der Umgebung gewalttätige Pläne gegen diesen Mann schmiedeten. Sie begrüßte es sogar, und einiges deutete darauf hin, dass sie selbst an diesem Komplott beteiligt war! Samstagabends versammelten sich meine Eltern mit ihren Künstlerfreunden oft in einem Lokal, das den verdächtigen Namen *Kabuff* führte. An diesen Abenden blieben sie immer sehr lange weg und standen am nächsten Morgen viel später auf als sonst. Ich erklärte es mir damit, dass sich alle erbosten Künstler, nachdem das Lokal längst geschlossen hatte, mit einer Planke bewaffnet, im dunklen Eingang dieser Spelunke zusammengerottet und bis ins Morgengrauen dem Kunstkritiker aufgelauert hatten. Aber erwischt hatten sie ihn offenbar nie. Denn immer wieder erschienen Artikel von ihm in der Zeitung und erregten immer neues Ärgernis.

Zu den Feinden der Kunst musste ich nach reiflicher Überlegung leider auch meine Tante Else rechnen, wenngleich der Frontverlauf in ihrem Fall weniger klar war als in den beiden anderen. Denn erstens hatte ich meine Tante gern und bewunderte die großen, aus vielen geschliffenen Steinen zusammengesetzten Rubin-Clips, die wie glitzernde Himbeeren an ihren Ohren klebten. Und zweitens malte Tante Else selbst - Blumen, Stilleben mit Vasen, Landschaften, lauter freundliche Bilder. Sie wirkten ein bisschen grell, wie der rote Lippenstift, den Tante Else benutzte, aber sie missfielen mir keineswegs. Meinen Argwohn weckten sie nur, weil Tante Else sich auf diese Werke berief, um mich gegen einen gewissen Picasso einzunehmen und damit, wie ich genau spürte, auch gegen die abstrakten Bilder meines Vaters. Tante Else konnte nicht wissen, wie gefestigt meine Anschauungen in Fragen der Kunst schon waren. Ich zog bei meinem Vater Auskünfte über diesen Picasso ein und deutete auch den Abwerbungs- oder Bekehrungsversuch der Tante an, worauf mein Vater nur erwiderte, sie sei eben eine »Sonntagsmalerin«. So erfuhr ich, dass es im Lager der Kunstfeinde auch Künstler gab, dass sie aber nur auf Steckenpferden unterwegs waren.

Das Wörtchen »abstrakt« vermochte bei den meisten Leuten alle möglichen Vorstellungen von Geschmier und Kleckserei, von dreister Unfähigkeit und skandalöser Überheblichkeit heraufzubeschwören, die allesamt auf meinen Vater und seine Kunst überhaupt nicht zutrafen. Manchmal erschien mir dieses Wort deshalb wie ein lästiges, unzureichendes Etikett, das schöne Bilder voller Wunder in falschen Verdacht zog. Doch wurde diese unerfreuliche Wirkung mehr als aufgewogen dadurch, dass es sich vorzüglich als Losung und Erkennungsmarke jener wenigen Glücklichen einsetzen ließ, die von Kunst wirklich etwas verstanden. Mit Mumps in meinem Gitterbett sitzend, malte auch ich abstrakte Bilder...

Reinhard Kaiser

»Kindskopf«

Schöffling & Co., 2007

160 Seiten. Gebunden. € 17,90

ISBN: 978-3-89561-066-0

[www.schoeffling.de](http://www.schoeffling.de)

[www.reinhardkaiser.com](http://www.reinhardkaiser.com)

## Biographische Andeutungen

- **1950** in Viersen am Niederrhein geboren, als Sohn des Malers und Grafikers Hanns-Josef Kaiser und der Fotografin Ruth Kaiser.
- **1968** Abitur in Viersen.
- **1968-1975** Studium der Germanistik und Romanistik, später auch der Sozialwissenschaften und Philosophie in Berlin, Paris, Köln und Frankfurt. Im Sommer 1971 dreimonatiger Studienaufenthalt in der Elfenbeinküste. 1974 Erstes Staatsexamen in Germanistik und Sozialwissenschaften in Köln. Danach Übersiedlung nach Frankfurt.
- **1975** Erste Übersetzungsarbeiten und Außenlektorat für den Suhrkamp Verlag.
- **1976-1980** Lektor im Frankfurter Syndikat-Verlag, daneben weiterhin Übersetzungen.
- Seit **1980**: die Selbständigkeit, zunächst als Übersetzer und freier Lektor für verschiedene Verlage. Von 1985 bis 1990 freie, aber kontinuierliche Arbeit als Lektor der »Anderen Bibliothek« für den Greno Verlag in Nördlingen. Daneben immer wieder Übersetzungen - nicht mehr nur aus dem Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften, sondern nun auch immer häufiger literarische Prosa.
- **1989** erscheint das erste eigene Buch: »Der Zaun am Ende der Welt« in der Frankfurter Verlagsanstalt bei Klaus Schöffling.
- Seither auch Arbeiten für Zeitungen und Rundfunk - *and the itch to publish*. Ausführlicher hierzu ein [Interview mit Achim Nuber](#).
- Seit **2005** wieder intensive Beschäftigung mit Fotografie und Erkundung der gestalterischen Möglichkeiten in der digitalen Dunkelkammer. Anschaulicher hierzu die Exponate im [Bildersaal](#).

- *Preise und Stipendien*: 1992 Literaturpreis der Stadt Dormagen. 1993 Stipendium des Berliner Senats für die Teilnahme an der Übersetzerwerkstatt im Literarischen Colloquium. 1993 Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Übersetzerpreises. 1994/95 Stipendium des Deutschen Literaturfonds für »Eos´ Gelüst«. 1995 Literatur-Stipendium der Märkischen Kulturkonferenz. 1997 Deutscher Jugendliteraturpreis (Sparte Jugendsachbuch) für »Königskinder«. 1998 Deutscher Jugendliteraturpreis (Sparte Kinderbuch) für die Übersetzung von Irene Disches Erzählung »Zwischen zwei Scheiben Glück«. 2003 Niederrheinischer Literaturpreis.